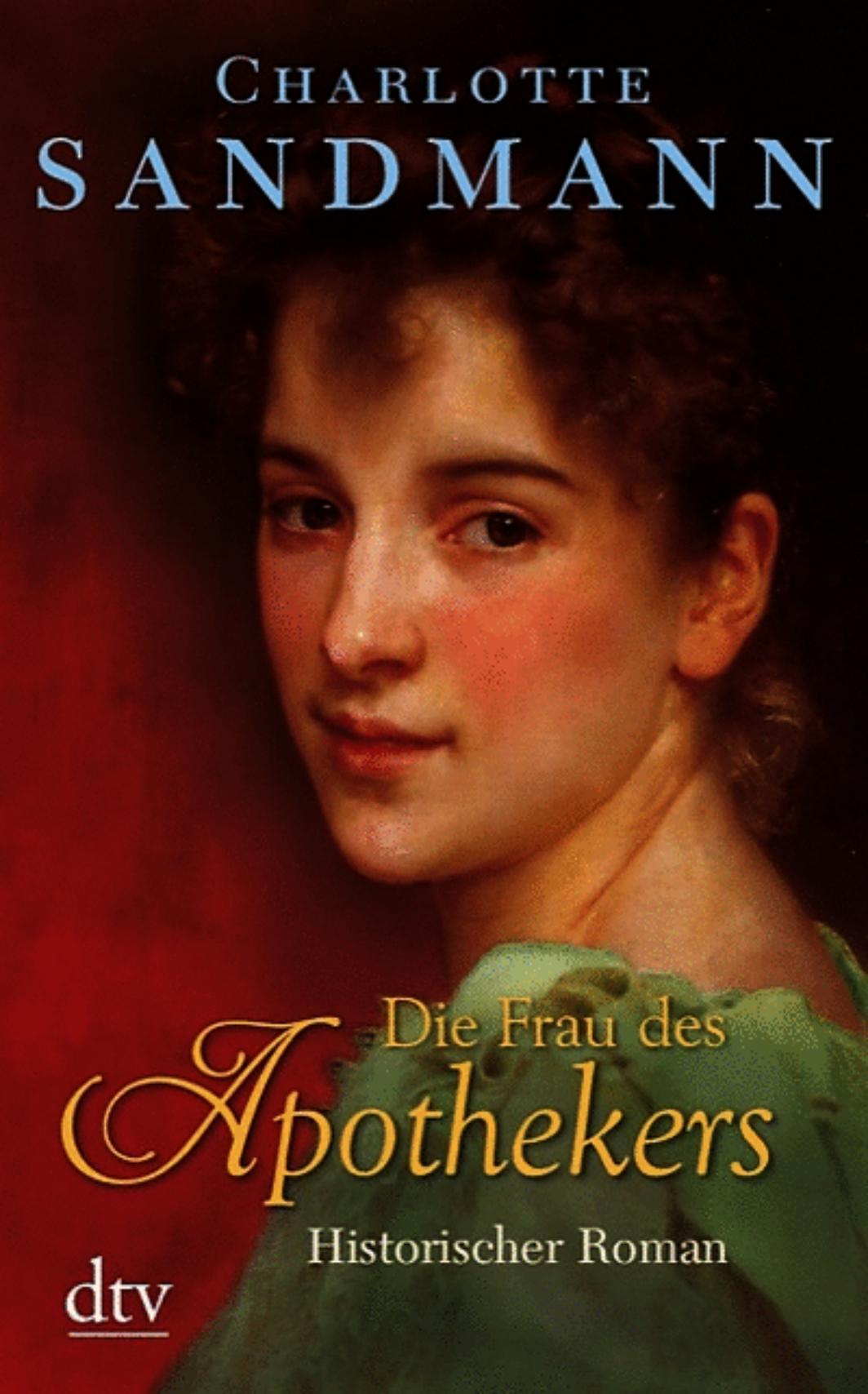


CHARLOTTE
SANDMANN



Die Frau des
Apothekers

Historischer Roman

dtv

Sturz in den Abgrund

1

Im trüben Morgengrauen beugte sich Louise Paquin über ihren schlafenden Gatten und flüsterte: »Ich kann dich nicht länger ertragen, Raoul. Entweder du stirbst oder ich sterbe.«

Ihre kleine, zierliche Gestalt krümmte sich wie vor Schmerzen zusammen. Sie angelte nach ihrer wollenen Bettjacke und schlüpfte hinein. Das Schlafzimmer mit seinem düsteren, überladenen Prunk war eisig kalt, denn der Winter dauerte schon zwei Monate, und wie überall in den Hamburger Bürgerhäusern wurden nur die wenigen Räume beheizt, in denen man sich tagsüber aufhielt. Dennoch war es nicht nur die Kälte, die Louise von Kopf bis Fuß erschauern ließ. Ihr graute vor dem Tag, der vor ihr lag. Sie fragte sich, wie viele solcher Tage sie noch würde aushalten können, mit den unauflösbaren Ketten der Ehe gebunden an einen Mann, den sie nie geliebt hatte und nun gleichzeitig bemitleidete und verabscheute.

Keinen einzigen Tag, entschied sie. Wenn sie nicht handelte, würde sie diejenige sein, die zugrunde ging. Längst hatte sie alle Vorbereitungen getroffen, hatte den tödlichen Trank gemischt, das Fläschchen bereitgestellt. Nur zum letzten Schritt fehlte ihr noch der Mut.

»Mein Gott, Raoul«, wisperte sie, »was ist aus dir geworden? Ich kann dich nicht mehr ertragen. Ich sterbe, wenn ich noch lange so weiterleben muss.«

Es waren keine leeren Worte. Die tägliche Angst und Anspannung zermürbten sie. Sie war ständig an Körper und Seele krank, litt an Magenkrämpfen, Zittern und nächtlichen Schweißausbrüchen. Erst hatte sie sich Vorwürfe gemacht, weil sie so gottlos war, auf seinen baldigen Tod zu hoffen. Jetzt wusste sie, dass in einem verzweifelten Herzen noch viel schlimmere Gedanken aufsteigen können.

Immerzu hatte sie an die vielen gefährlichen Substanzen denken müssen, die unten in der Apotheke im Giftschrank standen. Sie war überzeugt gewesen, dass sie etwas so Schreckliches niemals tun konnte, aber die Gedanken waren um sie herumgekrochen wie lauernerde graue Schlangen, und schließlich hatte eine dieser Schlangen sie mitten ins Herz gebissen.

Was da liegt, ist nicht mehr Raoul, sagte sie sich. Das ist nicht mein Mann. Das ist ein böses Unwesen, und es ist kein Mord, wenn ich es töte.

Ihr Blick saugte sich fest an den verhassten Zügen. Der Apotheker Raoul Paquin war in gesunden Tagen ein wohlgenährter, rosiger Mann gewesen, aber jetzt war er abgemagert bis auf die Knochen. Die Gesichtshaut war schuppig trocken und fahl, das Gesicht mager und so eingefallen, dass die Bart Haare wie Schweineborsten aus der Haut ragten. Bei jedem pfeifenden Atemzug drang ein übler Geruch aus seinem weit offen stehenden Mund.

Louise klammerte die Hände ineinander, um den Schüttelfrost zu unterdrücken, der ihren Körper ergriff. Wie war es möglich, dass ein Mensch sich so erschreckend veränderte? Früher hatte sie ihren Mann gern gehabt, obwohl er vom Al-

ter her ihr Vater hätte sein können, aber jetzt wich sie vor ihm zurück wie vor einer giftigen Kröte. Es war ja nicht nur sein Aussehen, das sie erschreckte. Wäre nur sein Körper verfallen und sein Wesen dasselbe geblieben, so hätte sie den Kranken bereitwillig gepflegt. Aber der einst so gutmütige Mann war im letzten halben Jahr bössartig geworden, zänkisch und gemein, voll Hass und Misstrauen gegen alle Welt. Der ganze Haushalt litt unter seiner Bosheit, und am meisten seine erst achtzehnjährige Frau.

Er regte sich unter der Bettdecke. »Louise!«, krächzte er. »Ich habe Durst.« Seit einiger Zeit hatte er andauernd Durst. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, sie mehrmals in der Nacht zu wecken und ein erfrischendes Getränk von ihr zu verlangen.

»Ich hole deinen Trank.« Sie lief auf bloßen Füßen aus dem Zimmer, doch nicht hinunter in die Küche, wie der alte Mann meinte, um Eiswürfel zu holen, sondern in die Apotheke.

Sie trat ein, ohne Licht zu machen, und fand sich augenblicklich umfungen von dem Schleier süßer und beißender Gerüche, die aus den Fayence-Gefäßen auf den Regalen hervordrangen, sooft eines davon geöffnet wurde, und ständig im Raum schwebten. Es roch nach Anis, Minze, Myrrhe, Rizinus, Terpentin, Weihrauch, Hustensirup und Lakritze, Seifen und Salben. Matter Schein fiel von den Lampen des Jungfernstiegs in die Offizin, von der zwei gewölbte Seitenschiffe abgingen. Das rechte führte zum Kontor, das linke zum Laboratorium und zur Giftkammer. Im Zentrum stand ein S-förmig geschwungener Rezepturtisch, darauf die für alle Apothekerarbeiten unverzichtbare empfindliche Waage.

Louise brauchte nicht lange zu suchen. Mit einem Handgriff förderte sie das sorgfältig versteckte Fläschchen zutage.

Schon wollte sie den Inhalt in einen Glaskrug gießen, als ein Geräusch hinter ihrem Rücken sie aufmerken ließ.

Da, vor dem raumhohen Spiegel, stand Raoul in seinem Nachthemd und seiner langzipfeligen Nachtmütze, und obwohl es in der Offizin fast völlig finster war, sah sie genau, was er tat.

Der Stift knirschte in seiner verkrampften Hand. Hinterließ im Dunkeln wie die Flamme eines Bunsenbrenners leuchtende Schriftzüge auf dem Glas. In ungelinken, kindischen Umrissen kritzelten die krummen Finger eine Gestalt auf das Spiegelglas, die in einer Hand ein Fläschchen hielt und sich mit der anderen entsetzt an den Hals griff. Die Augen waren eiförmig und tiefschwarz, der Mund ein erschrockenes, kohlschwarzes »O«. Zuletzt schrieb die Hand wieder Buchstaben, schrieb den Höhepunkt seiner Wut und Verzweiflung nieder auf dem bauchigen Fläschchen: VENEFICIUM. Raoul wandte sich zu ihr um, und im grünlichen Glanz der Schriftzüge trug sein Gesicht einen furchtbaren Ausdruck des Vorwurfs gegen seine Mörderin.

Louise fuhr mit einem keuchenden Aufschrei aus dem Schlaf hoch und starrte verwirrt in die Finsternis, die sie umgab.

2

Ihr Herz raste, das Blut rauschte ihr in den Ohren wie ein Wasserfall. Schweiß bedeckte von Kopf bis Fuß ihren Körper. Verwirrt von dem entsetzlichen Traum setzte sie sich auf, barg

das Gesicht in den Händen und versuchte sich zu sammeln. Nur langsam wich das Grauen, das sie gepackt hatte, und die Erinnerung wurde klar. Nein, sie hatte ihren Mann nicht umgebracht. All die Vorwürfe wurden nur aus Neid und Bosheit erhoben. Was konnte sie denn dafür, dass ein so drastischer Altersunterschied zwischen ihr und Raoul bestanden hatte? Es war seine Idee gewesen zu heiraten, nicht ihre. War sie ihm nicht immer eine gute Frau gewesen und er ihr ein guter Gatte, auch wenn sie manches an ihm vermisst hatte? Was konnte sie denn dafür, dass er krank und unausstehlich geworden war?

Sie atmete tief und erleichtert durch. Kein Wunder, dass sie Albträume hatte, nach all den Schrecken, die Raouls gewaltsames und grausames Ende mit sich gebracht hatte. Aber es war nur ein Traum gewesen. Keine Blutschuld lastete auf ihrem Gewissen. Auch wenn sie in ihrem Jammer ausgerufen hatte, sie wünschte, er wäre tot – sie hatte nichts beigetragen zu seinem elenden Ende. Mit Schauern erinnerte sie sich an die Zeichnung, die er auf dem Spiegel im Badezimmer hinterlassen hatte, seinen Abschiedsbrief, seine Anklage: Veneficium – Giftmischerei.

Mit einem tiefen Atemzug sank sie zurück auf ihr Kissen. Alles war gut. Raoul war tot, aber sie war nicht schuld daran.

Die Kälte des Raumes drang ihr bis ins Mark. Es war dunkel, nur hoch oben an der Decke war ein trüber Lichtfleck zu sehen, von einer draußen angebrachten Lampe. Das Gitter in der Türöffnung durchschnitt ihn kreuz und quer mit schwarzen Strichen.

Sie war nicht zu Hause in ihrem Schlafzimmer im Löwenhaus am Jungfernstieg. Sie befand sich im Untersuchungsgefängnis am Holstenglacis unter der Anklage, ihren Mann vergiftet zu haben. Nicht mehr die Frau des angesehenen Apo-

thekers, sondern eine Gefangene unter vielen. Eingesperrt mit Dirnen, Kindsmörderinnen, Diebinnen – und vielleicht auch anderen Frauen, denen man vorwarf, ihre reichen Männer ermordet zu haben, um sie zu beerben.

Louise stöhnte laut und verzweifelt auf. Dies hier war kein Traumgebilde. Wenn sie die Hand ausstreckte, fühlte sie die flache Matratze, die raue Decke, die die Kälte der Zelle nicht von ihr fernhalten konnte. Sie erschien sich selbst als absurde Staffage, wie sie da in ihrem jadegrünen Kleid mit den vielen Raffungen und Volants auf der Pritsche lag, eine zierliche Puppe, die man aus ihrem Puppenhaus genommen und in eine feuchtkalte Gefängniszelle gesetzt hatte.

Erinnerungen brachen über sie herein.

Louise wäre gestürzt, hätte der Wachmann sie nicht gestützt. Ihr schwindelte. Die breite Esplanade des Jungfernstiegs verschwamm ihr vor den Augen, als der Wachmann sie aus dem Haus hinausführte. Das Geschrei, das sich bei ihrem Erscheinen erhob, nahm sie kaum wahr. Stumm schritt sie durch die stoßende und schimpfende Menge und ließ sich in den geschlossenen Polizeikraftwagen befördern, wo die beiden höheren Beamten links und rechts von ihr Platz nahmen. Der Wachmann setzte sich vorne neben den Chauffeur. Mit gewaltigem Lärm, Rütteln, Stoßen und Bocken setzte sich das Fahrzeug in Gang, schob die drängenden Menschen links und rechts zur Seite wie ein Schiff, das sich durch eine unruhige See kämpft.

Dieser erbärmliche Schuft von einem Kriminalpolizeinspektor! Sie wusste genau, warum er sie verhaftet hatte. Vor einem halben Jahr hatte er ihr einen unzweideutigen Antrag gemacht, den sie empört zurückgewiesen hatte. Und nicht nur das, sie war zu Raoul gegangen und hatte ihn davon in Kenntnis gesetzt. Inspektor Trattenbach hatte ihr nie verzie-

hen, dass er nach der Beschwerde des erzürnten Apothekers bei der anstehenden Beförderung übergangen worden war.

Louise starrte durchs Fensterglas, als hätte sie ihre Umgebung nie zuvor gesehen. Die ganze Situation erschien ihr so vollkommen unwirklich wie die Filme in den neuen Lichtspieltheatern. Sie sah sich selbst als eine der herumzappelnden Figuren in diesen Filmen, und es war ihr, als könnte der Film jeden Augenblick rückwärtslaufen und sie wieder zurück an den Frühstückstisch befördern, eine Minute, ehe sie Frederick nach ihrem Gatten schickte.

Als das Gefährt schließlich hielt und Trattenbach sie zum Aussteigen aufforderte, fand sie sich am Tor des Untersuchungsgefängnisses am Holstenglacis, das mitten in der Stadt und zugleich mitten im Zoologischen Garten lag. Von diesem herrlichen Park war jetzt freilich nichts zu sehen außer den kahlen, zausigen Wipfeln der Bäume. Später wurde Louise in eine Zelle geschoben, die außer einer Pritsche, einem Tisch und zwei Stühlen weiter kein Mobiliar enthielt.

Trattenbach schloss die Tür hinter sich. Bedächtig zog er ein Zigarettenetui hervor, zündete eine Zigarette an und blies den Rauch Louise entgegen, die sich so weit wie möglich vor ihm zurückgezogen hatte. Bewegungslos kauerte sie auf einem der hölzernen Stühle.

»Nun, kleine Frau?«, sagte er. »Jetzt sind wir schon viel weniger hochmütig, nicht wahr?«

Louise war es, als greife jemand hinter ihre Rippen und presste ihr das Herz zusammen. Sie konnte kaum noch atmen, geschweige denn sprechen. Der entsetzliche Gedanke stieg in ihr auf, dass dieser Mann imstande war, ihr Gewalt anzutun.

Er grinste hämisch, als er ihre Furcht sah. »Ihr Fall wurde mir übertragen, Frau Paquin«, sagte er. »Und Sie werden verstehen, dass ich Sie hier sitzen lassen kann, bis Sie entweder gestehen oder

sich überlegen, ob Sie mir gegenüber nicht doch ein wenig freundlicher sein sollten. Denken Sie drüber nach.» Mit dieser Drohung verließ er sie.

Louise blieb allein zurück, am ganzen Leib zitternd vor Schrecken und Abscheu.

Sie meinte in der üblen Luft der Zelle zu ersticken. War das denn möglich? Konnte man sie so einfach ins Zuchthaus, vielleicht sogar in den Tod schicken? Hatte dieser elende Lump wirklich die Macht, ihr das anzutun? Wie ein Messer drang es ihr durchs Herz, als ihr bewusst wurde, dass sie eine Frau ohne Freunde war. Ihre Eltern und Verwandten hatte 1892 die Cholera dahingerafft, und die Familie ihres Gatten hatte sie von Anfang an nicht ausstehen können: Aschenputtel aus dem Waisenhaus, das von Rechts wegen den Ofen heizen und die Fliesen scheuern sollte, anstatt die vornehme Dame zu spielen! Rothhaarige Hexe, die den verliebten alten Narren erst verführt und dann umgebracht hat! Wer konnte ihr jetzt noch beistehen? Wem konnte sie vertrauen? Der Geschäftsführer der Apotheke, Sigmund Schlesinger, war ein treuer Angestellter, aber außerhalb der Apotheke völlig nutzlos. Abbé Maxiant fiel ihr ein, der Beichtvater ihres Mannes. Der war moralisch sicher untadelig, aber ein zerfahrener, unsicherer alter Herr, absolut unbrauchbar in einer Krisensituation. Und von all den Prominenten, mit denen Raoul geschäftlich verkehrt hatte, hatte er sie immer ferngehalten, überzeugt, dass Gespräche über Geschäfte und Politik ohnehin über ihren Verstand gingen. Selbst wenn er das nicht getan hätte: Welcher Schiffseigner, Senator oder Großkaufmann würde sich den Bitten der Frau öffnen, die im Verdacht stand, einen Geschäftsfreund ermordet zu haben?

Sie war wieder so verlassen, so hilflos wie damals, als man

sie durchs Tor des Waisenhauses geschoben hatte, ein verstörtes kleines Mädchen, das man vom Totenbett seiner Eltern weggeholt hatte. Seltsam, sogar der Geruch war derselbe – ein Geruch nach ausgetretenen Schuhen, Desinfektionsmittel und billigem Essen. Und obwohl sie eine verheiratete Frau gewesen war, hatte sie sich innerlich und äußerlich noch nicht weit von diesem einstmals fröhlichen Kind entfernt, das zu früh erwachsen werden musste und jetzt aufs Neue einen steinigen Weg zurückzulegen hatte. Trotz ihrer achtzehn Jahre wirkte ihr weiches, glattes Gesicht unausgereift, eine leere Leinwand, auf der das Leben noch keine Spuren hinterlassen hatte. Allerdings wäre auch ein markanteres Gesicht ins Hintertreffen geraten angesichts der Aureole von üppigem, weich und flauschig fallendem Haar, die es umrahmte und in allen Schattierungen vom leuchtenden Kupfer bis zum tiefen Tizianrot schimmerte. Feine orangefarbene Sommersprossen tüpfelten ihren Nasenrücken, unbekümmert um saure Milch, Zitronensaft, Essig und all die anderen Essenzen, die zu ihrer Bekämpfung aufgewandt wurden.

Louise barg das Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.

3

Die Gefangene zuckte heftig zusammen, als ein Schlüssel im Schloss rasselte. Der Atem stockte ihr, ein eiserner Ring schien ihre Brust zu umklammern, und die eben noch geordneten Gedanken rannten wie ein aufgeschrecktes Rudel

Mäuse in ihrem Kopf herum. Sie sprang hoch und wich an die Wand zurück, voll Angst, es könnte Trattenbach sein, der sie von Neuem bedrängen wollte. Es war jedoch ein unbekannter Mann mit einer Frisur, die aussah wie ein Toupet, einem sandfarbenen Schnauzer und blauen Augen unter schweren, geschwollenen Lidern. Eine Wolke von beißendem Tabakdunst umschwebte ihn.

Er bedeutete ihr, sich auf die Pritsche zu setzen, nahm selbst auf einem der beiden Stühle Platz und zog einen Schreibblock heraus, auf dem er im Folgenden stenografische Notizen machte.

»Ich bin Kriminalpolizeiinspektor Ludwig Gützlow, Frau Paquin, und jetzt für den Fall Ihres Gatten zuständig. Ihre Angelegenheit wurde an eine höhere Stelle weitergeleitet.«

Sie atmete zitternd ein. »Dann hat Polizeiinspektor Trattenbach nichts mehr damit zu tun?«

»Warum? Haben Sie Angst vor ihm?«

Louise blickte zu Boden. Sie brachte es nicht zustande, mit Nein zu antworten. Eine so grobe Lüge hätte er zweifellos durchschaut. Aber sie wagte auch nicht, ihn anzuklagen. All diese Polizisten hielten vermutlich zusammen wie Pech und Schwefel, und sie mochte ihr Schicksal noch verschlimmern, wenn sie einen von ihnen anschwärzte.

Der Inspektor fragte nicht weiter, machte sich aber eine Notiz. Dann fuhr er fort. »Kennen Sie das Testament Ihres Gatten?«

Sie zögerte unsicher. »Nicht in Einzelheiten. Nun, Raoul rechnete natürlich damit, dass ich ihn überleben würde, und wollte mich ausreichend versorgt wissen. Ich bin seine Haupterin. Aber in letzter Zeit drohte er oft damit, uns alle zu enterben.«

»Liebten Sie Ihren Mann?«

Louise warf ihm einen müden Blick zu. »Liebe, was ist schon Liebe? Er war gut zu mir, und ich gab mir große Mühe, gut zu ihm zu sein.«

»Haben Sie Herrn Paquin seinerzeit freiwillig geheiratet?«

Sie gab unbefangen zu, dass dem nicht so war. »Nein. Mein Vormund drängte mich dazu. Sehen Sie, ich bin Waise. Meine Eltern fielen der Cholera-Epidemie 1892 zum Opfer. Ich wurde mit sechzehn Jahren verheiratet, ohne dass mein Vormund mich nach meinen Wünschen gefragt hätte. Er stellte mich einfach vor die Wahl, entweder Herrn Paquin zu heiraten oder auf die Straße gesetzt zu werden, da das Waisenhaus keine Kinder über sechzehn Jahre behielt. Ich war damals zu kindisch und zu ängstlich, um mich dagegen zu wehren.«

»Wie hat er Sie eigentlich kennengelernt?«

»Raoul unterstützte mehrere Findelhäuser, Waisenheime und andere wohlthätige Institutionen. Er bemühte sich darum, die Wunden, die die Cholera Hamburg geschlagen hatte, zu heilen, und kümmerte sich neben vorbeugenden Maßnahmen vor allem um jene Kinder, die ihre Eltern durch die Seuche verloren hatten. Eine dieser Waisen war ich. Er sah mich bei seinem Besuch in der Anstalt und verliebte sich auf der Stelle in mich. Er kontaktierte meinen Vormund, zwei Tage später bat er mich zu einem Gespräch in die Direktionskanzlei, und dann war ich auch schon Madame Paquin.«

»So sind Sie also mit viel Groll im Herzen in die Ehe gegangen?«

»Ja, durchaus. Aber Raoul war gütig zu mir.« Sie lächelte wehmütig bei der Erinnerung. Erst hatte sie geweint, aber dann war sie mit dem gutherzigen Apotheker, der ihr mehr Vaterliebe als Gattenliebe entgegenbrachte, erstaunlich glück-

lich geworden. »Er wurde mir wie ein zweiter Vater. Er freute sich an meiner Jugend und Schönheit, und ich freute mich an seinem Reichtum und der hohen Wertschätzung, die er bei den Honoratioren genoss. So waren wir beide recht glücklich.«

Dann lachte sie plötzlich – ein kindliches Lachen. »Ich fühlte mich wie Aschenputtel, als sich sein Kürbis plötzlich in eine goldene Kutsche verwandelte und die Mäuse in edle Pferde.«

»Aber Ihr Prinz war ein alter Mann.«

»Das schon. Aber er war weder vertrottelt noch unappetitlich. Er war klug, witzig, liebenswert und auch körperlich nicht unangenehm. Wie unser Leben aussehen mochte, wenn er einmal wirklich ein Greis sein würde, darüber machte ich mir keine Gedanken.«

»Sie sagten wiederholt, Sie könnten Ihren Mann nicht mehr ertragen.«

Sie zuckte die Achseln. Was verstand dieser Polizist denn davon! Die letzten Monate waren so schlimm gewesen, dass sie manchmal gedacht hatte, sie müsse vor dem Kranken mit seinen Wahnvorstellungen fliehen, wohin auch immer, und sei es in Elend und Not. Aber jetzt war es noch ärger. Sie vermisste Raoul – den Mann, der er gewesen war, ehe die heimtückische Krankheit ihn übermannt hatte. Armer Raoul. Das Leben war zuletzt für ihn und alle um ihn eine Qual gewesen. Er hatte ihrer aller Liebe und Respekt bis aufs Äußerste strapaziert und doch keine Schuld an seinem unausstehlichen Verhalten getragen.

»Das war erst, als er so krank wurde. Sie können sich ja nicht vorstellen, wie das ist, wenn man ständig geschmäht und ungerecht verdächtigt wird. Ja, gewiss habe ich in letzter Zeit dann und wann gesagt, ich halte es nicht mehr aus. Alle sagten das. Seine Familie, seine Freunde, seine Angestellten.«

»Das hat viel böses Gerede ausgelöst.«

Sie antwortete mit unerwarteter Schärfe: »Böses Gerede verfolgt mich seit dem Tag, an dem Raoul mich zu sich holte. Ganz gleich, was ich tat oder nicht tat, sie schleiften mich durch den Dreck. Als hätte ich ihn betört oder verführt, um an sein Geld zu kommen! Und jetzt heißt es auch noch, ich hätte ihn umgebracht!«

»Der Verdacht ist sehr naheliegend, Frau Paquin.« Der Beamte erhob sich. »Die Obduktion der Leiche Ihres Gatten hat ergeben, dass er tatsächlich vergiftet wurde und sich aus Verzweiflung darüber das Leben nahm.«

»Vergiftet? Wie denn?« In ihrer Erregung sprang sie auf und packte den Detektiv am Arm. »Das ist unmöglich! Das war eine von seinen Wahnvorstellungen! Der Nervenarzt sagte doch, er leide an Gehirnschrumpfung. Und unser Hausarzt merkte auch nichts Verdächtiges.«

»Beide haben sich geirrt. Herr Paquin wurde das Opfer einer Bleivergiftung, die genau diese unbestimmten und leicht zu verwechselnden Symptome von greisenhafter Verblödung erzeugte. Ob ihm das Metall mit Absicht verabreicht wurde, ist noch eine offene Frage.«

»Aber Sie sind bereits überzeugt, dass ich es war?«

Er zuckte die Achseln. »Meine Überzeugung gilt nichts. Auf die Beweise kommt es an. Oh, übrigens ... Haben Sie das schon einmal gesehen?«

Sie blickte ratlos das wunderliche Objekt an, das er ihr vorlegte. Es war eine feste, auf roten Glanzkarton geklebte Scheibe aus Pergament, die auf der Rückseite in einer Ecke das Datum 31. Oktober 1897 und daneben die Notiz »Fir Hrn. R. Packin, Apoteka« aufwies. Das waren die einzig leserlichen Vermerke darauf. Die pergamentene Vorderseite war in zwölf

Abschnitte geteilt, die in karmesinroter Tusche mit fremdartigen Lettern, Zahlen und unverständlichen Bildern bemalt waren.

»Nein, das ist mir ganz unbekannt. Woher stammt es?«

»Zuletzt befand es sich im Morgenrock Ihres Gatten.« Mit diesen Worten steckte er den Schreibblock in seine Tasche und erhob sich. Der Blick, den er ihr zuwarf, war ernst, aber nicht unfreundlich. »Man wird Sie noch heute Vormittag dem Untersuchungsrichter vorführen. Wenn Sie unschuldig sind, fassen Sie Mut! Sie können sicher sein, dass wir die Beweise sorgfältig und unvoreingenommen prüfen werden.«

Wieder allein, sank Louise auf der Pritsche in sich zusammen. Wie ein Felsblock lastete die Erkenntnis auf ihr, dass sie alle Raoul zu Unrecht für verrückt gehalten hatten. Er hatte recht gehabt, als er darüber klagte, dass eine fremde und feindliche Substanz in seinem Körper wütete. Vielleicht hatte er auch recht gehabt mit der Vermutung, dass sie ihm mit Absicht verabreicht worden war.

Aber wer in aller Welt würde so etwas tun?